

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Das Frühlingsfest
Autor: Spada, Marcello
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Orientalische Schönheit.

Da summt du, das Grauen zu vergessen, vor dich hin:
„Danni dann ... dann dann ...“

Geht es dem Morgen zu? Vom Meere kommt ein kühler
Lufthauch, der in regelmäßigen Zügen atmet. Ein Bleiches,
Hohläugiges schleppt sich durch das Gewinkel. Die zusammen-
gekauerten Burnusse fangen an sich zu bewegen. Auf das
Minarett der Moschee zu Sidi Abderrahman steigt der Muezzin
und kreuzt die Arme ... Die Stunde des ersten Grußes ist
gekommen ... und braune Stirnen und zuckende Lippen
küssen den Gebetsteppich ...

Allah illah Allah ... Gustav W. Eberlein, Zürich.

Das Frühlingsfest.

Unveröffentlichte Novelle von Marcello Spada, nach dem
Manuskript übersetzt von Berthold Fenigstein, Zürich.

Nachdruck verboten.

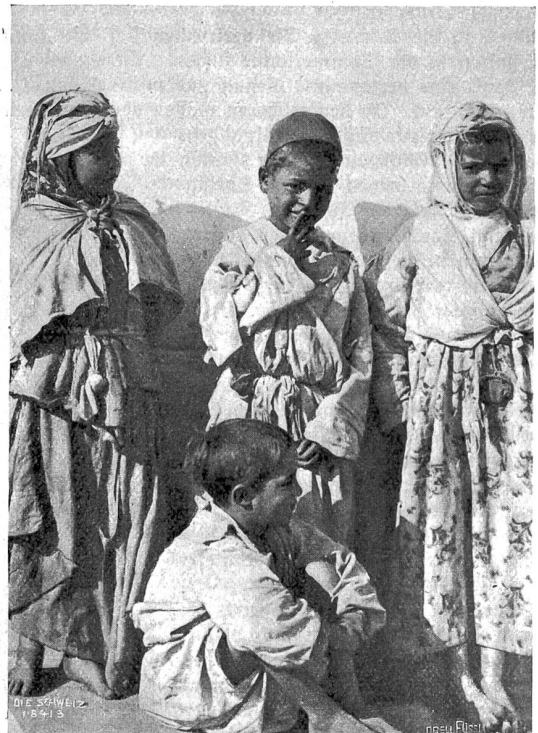
Die alte Kalesche stieg langsam, langsam gegen die
Villa S. Margherita. Uebrigens hatten die beiden ma-
gern Klepper, die das Gefährt zogen, ganz recht, sich
nicht so sehr zu beeilen; denn die Last war schwer. Der
gute Don Policarpo und sein dicker priesterlicher Leib
mochten allein schon für zwei Personen zählen, und
Frau Nannetta, die Tante Barbara, die Mädchen, der
Ingenieur Bruno Quinzi und der Advokat Fara waren
auch keine leichte Bürde. Die Landschaft war prächtig
im lebendigen Licht jenes ersten Maimorgens; alle Dinge

glänzten, zitterten, strotzten vor Leben und Kraft. Die
Wiesen erfreuten durch ihren vollen Farbensplanz. Alle
Bäume zeigten wieder ihren reichen Laub- und Blüten-
mantel. Don Policarpo, den der Erholungsausflug
und die Aussicht auf ein baldiges üppiges Essen in gute
Stimmung versetzt hatten, sprach mit Pathos und rich-
tete seine Worte vorzüglich an seinen alten Freund, den
Advokaten Fara:

„Was für eine Luft! Sie könnte einen Toten zu
neuem Leben erwecken! Und welch herrlicher Horizont!
Schau, Cäsar, dorthin, zum waldigen Hügel, all die
Dörflein, die hinaufklettern wie Schäfchen ... und die
dunkle lange Abtei von Bevagno ... Hör', hör', wie
die Glocken von Desio hell klingen!“

Die Worte entströmten dem Munde des braven
Priesters wie das Wasser einer unerschöpflichen
Quelle; aber niemand außer Frau Nannetta und Tante
Barbara schenkte ihnen Gehör. Der Advokat Fara noch
weniger als die andern. Eingeeengt zwischen dem wei-
chen Priester und den harten Knochen der alten Jung-
frau, schaute er mit zaghaftem und demütigem Auge auf
Pierina und erwartete vom Mädchen mit unerschütter-
licher Geduld die Erwiderung des Blickes. Aber Pieri-
nella achtete weder auf die Landschaft, noch auf Don
Policarpo, noch auf den plumpen Freier; sie war ganz
mit den beiden beschäftigt, die in ihrer nächsten Nähe
leise das Lied des Glückes summten ...

Es war nun kein Geheimnis mehr für die Familie;
der Ingenieur Bruno Quinzi liebte Carla, die jüngere
der Schwestern, die, deren Haar einem Strahlenbündel
gleich und deren Augen beweglich waren wie Nymphen
an der Oberfläche des Wassers. Pierinella betrachtete
die beiden versteckt und traurig und sagte bei sich selbst:
O, wenn ich es doch auch fertig brächte, von einem flu-



Jung-Algier.

gen und sympathischen Burschen, wie es Bruno Quinzi ist, geliebt zu werden! Aber ich bin eben nicht schön, ich kann mich nicht freundlich benehmen wie Carla; wie Tante Barbara werde auch ich ohne Mann bleiben müssen!

Der Advokat Fara, der sich nicht mehr halten konnte, wandte sich mit irgend einer Frage an sie. Pierina schüttelte sich wie aus einem Traume erweckt und betrachtete gleichgültig jenes etwas dumme Gesicht, das eine durch plötzliche Scheu hervorgerufene Röte geradezu lächerlich machte. Mit zwanzig Jahren verleiht ein verlegenes Gesicht einen gewissen Reiz, mit vierzig erzürnt es.

„Dummkopf!“ dachte Pierinella, und nach einer kurzen und trockenen Antwort verschloß sie sich wieder in ihrem Stummsein. Die Villa S. Margherita war ganz in der Nähe. Die Knaben Mario und Bertò, die auf starkköpfigen Eseln der Kalesche vorausritten, stießen Freudenschreie aus: „Hurra, wir sind angekommen!“

Die Verliebten benützten die Verwirrung, um sich, verstoßen, sehr zart zu küssen.

Der Verwalter und seine Frau kamen der Gesellschaft mit einem Willkommenruß entgegen. Don Policarpo ließ nicht mehr vom Advokaten ab, dem er durchaus seinen ganzen Besitz vom Keller bis zum Dachboden zeigen wollte; hinter ihnen kamen wie treue Hündchen Frau Nannetta, die Tante Barbara und die Verwalterleute. Die andern zerstreuten sich überallhin auf dem Landgut, die Knaben streiften umher, Carla und Bruno verzogen sich sehr bald hinter eine Baumgruppe.

Pierinella, die allein geblieben war, setzte sich ans Ende eines Mazzinweges. Vereinzelt schoß noch hier und dort ein verspätetes Weibchen empor; braun getupfte Schmetterlinge flatterten langsam im Schatten; zwischen dem Ephew guckte das Marmorgeficht einer rundlichen Bakchantin hervor und lachte unter dem Blätterkranz auf der Stirne.

Wie manchmal hatte Pierina vom gleichen Ort aus jenes lustige Köpfchen angeschaut, jenes Bild von leidloser Jugendlichkeit, die so gar nicht in ihrer Jugend glück! Sie fühlte die Kälte einer großen seelischen Verlassenheit um sich herum; ihr Leben war trocken, freudlos. Niemand hatte sie jemals gern gehabt; ihr Charakter war ganz verschieden von der heitern, offenerzigen Art Carlas. Schon als Kind war sie in sich verschlossen und äußerst stolz, und die Eltern behandelten sie als geistig etwas zurückgeblieben, als lieblos und eigenmütig. Pierina ward durch diese ungerechte Meinung ver-

letzt; aber sie hatte sie nie bekämpft, sondern, wie alle stolzen Naturen, sich immer nur desto mehr in sich selbst versteckt, und so verbarg sie das Beste an ihrer Seele, aus Furcht, ausgelacht und nicht verstanden zu werden.

Als zu Beginn des Mädchenalters eine bisher nicht gekannte Anruhe sie bewegte und eine kleine schüchterne Stimme ihr im Innern mit viel Süße sang, da hatte sie gesagt: Ich will dich nicht hören — und die zitternde Stimme entfernte sich. Ach, der Stolz genügt dem Leben nicht! Pierinella empfand jetzt den Schrecken ihrer Einsamkeit. Das Herz klagte laut, und in glühendem herrischem Verlangen schrie es nach Liebe, Liebe! „Errate ich, was Sie denken, Fräulein Pierinella?“

Der Ingenieur Bruno Quinzi stand vor ihr; das dicke Moos hatte das Geräusch seiner Schritte gedämpft.

„Wo ist Carla?“

„Mutter hat sie einen Augenblick hinaufgerufen; sie hat gesagt, sie komme gleich wieder.“

Sie schwiegen ein wenig wie zwei in Verlegenheit geratene Knaben; dann, nur um das Stillschweigen zu brechen, sagte Bruno: „Na, wer weiß, von wie vielen schönen Dingen Sie eben geträumt haben!“

„Weder von schönen, noch von häßlichen Dingen; ich bin ein Mädchen ohne Träume!“

Das Gesicht Pierinellas hatte den feindlichen Ausdruck ihrer schlechtesten Tage angenommen. Die Gegenwart des jungen Herrn schien sie zu belästigen. Die Augen waren hartnäckig auf einen Baum gerichtet, wo die Ameisen auf und ab liefen, in langen vielgeschäftigen Reihen.

Eigentümlich, dachte Bruno Quinzi und fügte dann laut, gleichsam als Maxime, hinzu:

„Kein junges Geschöpf kann der Träume entbehren!“

Pierinella antwortete melancholisch: „Ich bin wenigstens hundert Jahre alt,“ und in dieser resignierten Traurigkeit erleuchtete sich ihr ganzes Gesicht vor Grazie. Der junge Herr bemerkte, wie die Augen des Mädchens ausdrucksvoll wurden.

„Lieben Sie nicht, Pierinella?“

Früher hätte sie eine so indiscrete Frage übelgenommen, jetzt war sie selbst ganz erstaunt, durchaus nicht zu zürnen; sie gestand, niemanden zu lieben.

„Nun,“ bemerkte Bruno mit einem schönen lateinischen Sprichwort: „Cras amet qui nunquam amavit“ (Wer nicht liebte, wird noch lieben).

Pierinella lächelte; sie fühlte sich weniger einsam. Der junge Ingenieur saß auf der Holzbank ganz in ihrer Nähe, fixierte sie stark mit seinem Blick, und in warmem sympathischem Ton lispelte er ihr zu: „Pierina, was



Junge Sudanerin.

ist das Leben ohne Liebe? Glauben Sie mir, man kann nicht ohne sie sein; wer noch nicht geliebt hat, wird lieben!"

Jetzt durchfuhr Pierinella ein kühner Gedanke: Er wird m e i n Mann. Meiner Schwester tue ich kein Unrecht; für Carla ist es so leicht, einen Geliebten zu finden, wie Steinchen vom Boden aufzulesen; sie wird einen andern heiraten . . . Und wir werden zusammen fliehen; auch ich habe ein Recht darauf, glücklich zu sein.

„Woran denken Sie, Pierina?“ Die Stimme Brunos war so harmonisch, durch die starke Erregung etwas verschleiert; fast unwillkürlich hielten sich ihre Hände fest.

„Ach, Bruno, Bruno, Sie handeln schlecht an mir!“ Sie sagte das in einer leichten schwachen Reaktion des Gewissens; aber ihr Einwand war so gar nicht überzeugend. In der frischen, ruhigen Allee schien die marmorne Bakchantin mit närrischem Lächeln zu rufen: „Liebe, Liebe!“

Wer rief dort unten den jungen Ingenieur? Verstört sprangen sie auf. Bruno war bleich; wortlos, wie von Gewissensbissen geplagt, eilte er weg, ohne Pierinella auch nur noch anzuschauen — ein Dieb, der sich vor dem Mitschuldigen fürchtet. . .

Nach dem Mittagmahl, das, wenigstens für Don Policarpo und die Knaben, sehr lustig gewesen, entschloß sich der Advokat Fara, der verzweifelte Anstrengungen gemacht hatte, die Aufmerksamkeit der Pierina auf sich zu lenken, zum heroischen Schritt, ihr seine Leidenschaft zu offenbaren. Pierina schien zerstreut; das Mädchen war auf den Platz vor dem Hause hinausge-

gangen, und der Advokat hatte einen bereiteten Vortrag vorbereitet. Aber gerade im richtigen Augenblick entging die Rede seinem Gedächtnis, und er konnte nur hervorstottern: „Ach, Fräulein Pierina, ich liebe Sie schon so lange! Wenn Sie mich heiraten wollten . . . Sagen Sie mir doch ja!“

Sie schaute erstaunt das dicke flehende Gesicht an, das durch die Leidenschaft geradezu grotesk wurde. Dort unten, zwischen dem Gras und den Butterblumen, die die Wiesen wie Sterne besäten, spazierte Bruno und Carla Arm in Arm, wie eine Freudenerscheinung.

„Sagen Sie mir ja!“

Und Pierinella sagte ja, mit klarer und bestimmter Stimme, so klar und so bestimmt, daß ihr schien, es sei gar nicht i h r e Stimme.

Beim Sonnenuntergang bestieg die ganze Gesellschaft die Kalesche für die Rückkehr. Don Policarpo und die Tante Barbara schlummerten ruhig; Bruno und Carla saßen ganz, ganz nahe nebeneinander und plauderten. Ein leichter Wind hatte sich erhoben; die Bäume warfen ihre Aeste mit unaufhörlichem Geräusch umher. Pierinella fühlte sich wie betäubt; wie hatte sie es gemacht, dem Advokaten Fara das Jawort zu geben, und warum hatte sie ja gesagt? Sie konnte es nicht begreifen; alles schien ihr eigentümlich, fabelhaft; die Sonne war so blutigrot, und die Glocken der Pferde tönten so durchdringend. „Warum? Warum. . .“ Sie fragte die rauschenden Bäume; aber die Bäume antworteten nur mit ihrem fortwährenden: Hu, hu, hu . . . Sie wußten es nicht . . .

Wende

Ein rötlich Dämmern ging im Land
Von mattverhülltem Himmelsbrand.
Träg schwelte durch den fahlen Strauch
Ein feuchter satter Moderhauch.
Und jäh vom Turm, so schrill und bang,
Ob Feld und Aied das Glöcklein sang . . .

Im fieberschwülen Frührotschein
Fuhr wild ein Reitersmann landein . . .
Des Rosses schütternd heller Huf
Erklang wie Wehr- und Schicksalsruf,
Der Bügel leises Erzgedröhn
Durchraun ein zitternd Sterbgestöhn . . .

Die Zügel hielt er starr im Krampf,
Sein Haar flog wirr wie Pulverdampf,

Er bog sich auf den Rappen dicht —
Er trug ein wächsern Angesicht.
Und knatternd schwang sich, schwarz wie Fluch,
Im Sturmritt seines Mantels Tuch,
Beseht, gleich Sattel, Gurt und Zaum,
Mit blankem Tränenperlen-Saum . . .

Haßbrausend stob, wie Höllenzorn,
Der Renner unter scharfem Sporn
Und ließ — o Grau'n — auf Pfad und Flur
Grell warmen Blutes Purpur-Spur . . .
Mit einem Schrei das Glöcklein schwieg —
Umging zur Heerschau König Krieg!

Elisabeth Luz, Männedorf.

An die Nacht

Nun hast du deine Kerzen angezündet
Und kommst auf weichen Füßen zu mir her,
Du hebst die Augen, rätselhaft und schwer,
Und raunest Worte, die ich nie ergründet.

Ich hörte deine Lebenswogen branden
Und neige reuevoll mein Angesicht.
Du dunkle Nacht mit rotem Flammenlicht,
Ich habe deine Gluten nicht verstanden.

Und Rosen, die lustatmend du erschlossen,
Die glückverheißend lockten, ließ ich stehn,
Dein Opferfeuer hab' ich wohl gesehen,
Doch deine Feste ließ ich ungenossen.

Was streichst du mit den kühlen leeren Händen
Die heißen Lider mir? Ich weine nicht.
Ich warte, warte auf das Morgenlicht.
Mein Herz nur schluchzt nach deinen Rosenspenden!

Rosa Weibel, Zürich.